

In Dubuque arbeitete Jeanette in der Nachtschicht an einer Tankstelle. Amy schlief auf einem Sofa im Hinterzimmer, bis der Eigentümer es herausbekam und sie rauswarf. Es war Sommer; sie schliefen im KIA und wuschen sich in der Toilette hinter der Tankstelle, und so brauchten sie nur wegzufahren. Eine Zeitlang kamen sie bei einer Freundin in Rochester unter, die Jeanette aus der Schule kannte; sie war dort hinaufgezogen, um Krankenschwester zu werden. Jeanette bekam einen Job als Putzfrau in dem Krankenhaus, in dem die Freundin arbeitete, aber nur zum Mindestlohn, und das Apartment der Freundin war zu klein für sie alle. Sie zog in ein Motel, doch dort gab es niemanden, der sich um Amy kümmern konnte, und so schliefen sie schließlich wieder in dem KIA. Es war September, und es wurde kühl. Im Radio war die ganze Zeit die Rede vom Krieg. Sie fuhr nach Süden und kam bis Memphis, als der KIA endgültig den Geist aufgab.

Der Mann, der sie mit seinem Mercedes auffas, sagte, sein Name sei John, und die Art, wie er es sagte, ließ sie vermuten, dass er log wie ein Kind, das nicht zugeben wollte, wer die Lampe kaputt gemacht hatte – er taxierte sie einen Augenblick lang, bevor er sie ansprach. *Ich heiße ... John.* Sie schätzte ihn auf fünfzig, aber sie hatte keinen guten Blick für so was. Er hatte einen sauber gestutzten Bart und trug einen dunklen Anzug, wie ein Bestattungsunternehmer. Beim Fahren warf er immer wieder einen Blick auf Amy im Rückspiegel, schob sich auf seinem Sitz zurecht und stellte Jeanette Fragen: wohin sie wolle, was sie gern tue, und was sie ins herrliche Tennessee geführt habe. Der Wagen erinnerte sie an Bill Reynolds' Pontiac Grand Prix; er war nur noch schöner: Bei geschlossenen Fenstern hörte man kaum etwas von draußen, und die Sitze waren so weich, dass es sich anfühlte, als säße sie in einer Schale Eiscreme. Am liebsten wäre sie eingeschlafen. Als sie vor dem Motel hielten, kümmerte es sie kaum noch, was passieren würde. Es erschien unausweichlich. Sie waren in der Nähe des Flughafens; das Land war flach wie in Iowa, und in der Dämmerung sah sie die Lichter der Flugzeuge, die in langsamen, verschlafenen Bögen darüber kreisten.

*Amy, Süße, Mama wird mit diesem netten Mann kurz da hineingehen, okay? Schau dir doch so lange dein Bilderbuch an, Schätzchen.*

Er war höflich, nannte sie Baby und so weiter, und bevor er ging, legte er fünfzig Dollar auf den Nachttisch – genug für Jeanette, um die Übernachtung für sie und Amy zu bezahlen.

Aber andere waren weniger nett.

Abends schloss sie Amy im Zimmer ein und ließ den Fernseher als Geräuschkulisse laufen, und dann stellte sie sich draußen vor dem Motel an den Highway, stand da einfach irgendwie herum, und es dauerte nie lange, bis jemand anhielt, immer ein Mann, und sobald sie sich geeinigt hatten, nahm sie ihn mit ins Motel. Bevor sie ihn ins

Zimmer ließ, trug sie Amy schnell ins Bad, wo sie ihr aus ein paar Extradecken und Kissen ein Bett in der Badewanne gemacht hatte.

Amy war sechs. Sie war still und redete die meiste Zeit kaum ein Wort, aber sie hatte sich lesen selbst beigebracht, indem sie immer wieder dieselben Bücher angeschaut hatte, und sie konnte auch rechnen. Einmal schauten sie »Glücksrad«, und als es so weit war, dass die Frau das Geld ausgeben durfte, das sie gewonnen hatte, wusste das Kind genau, was damit zu haben war: Den Urlaub in Cancun konnte sie sich nicht leisten, aber wenn sie die Wohnzimmergarnitur nähme, hätte sie noch genug übrig für die Golfschläger. Jeanette nahm an, dass Amy wohl ziemlich gescheit war, wenn sie so etwas ausrechnen konnte, und vermutlich sollte sie zur Schule gehen, aber sie wusste nicht, wo es hier eine gab. Überall waren nur Karosseriewerkstätten und Pfandleihen und Motels wie das, in dem sie wohnten, das SuperSix. Der Eigentümer hatte große Ähnlichkeit mit Elvis Presley, aber nicht mit dem hübschen jungen, sondern mit dem fetten alten mit den verschwitzten Haaren und der klobigen Goldbrille, hinter der seine Augen aussahen wie Fische in einem Aquarium. Er trug eine Satinjacke mit einem Blitz auf dem Rücken, genau wie Elvis. Meistens saß er einfach an seinem Schreibtisch hinter der Rezeption, spielte Solitaire und rauchte eine dünne Zigarre mit einem Plastikmundstück. Jeanette bezahlte die Zimmermiete wöchentlich in bar, und wenn sie einen Fünfziger drauflegte, ließ er sie in Ruhe. Eines Tages fragte er sie, ob sie vielleicht eine Waffe von ihm kaufen wolle, zu ihrer eigenen Sicherheit. Klar, sagte sie, was kostet so was, und er sagte: noch mal hundert. Er zeigte ihr einen rostig aussehenden kleinen Revolver, einen .22er. Als sie ihn da im Büro in die Hand nahm, sah er ziemlich mickrig aus, nicht wie etwas, womit man jemanden erschießen konnte. Aber er passte in die Handtasche, die sie mitnahm, wenn sie sich draußen an den Highway stellte, und vielleicht wäre es ja gar nicht so schlecht, ihn dabeizuhaben. *Passen Sie auf, wohin Sie damit zielen*, sagte der Manager, und Jeanette meinte: *Okay, wenn Sie Angst davor haben, muss er ja funktionieren. Ich kauf Ihnen den Revolver ab.*

Und sie war froh, dass sie ihn hatte. Jetzt erst erkannte sie, dass sie vorher Angst gehabt hatte und jetzt nicht mehr, jedenfalls nicht mehr so viel. Der Revolver war wie ein Geheimnis, das ihr ganz allein gehörte, das Geheimnis nämlich, wer sie war. Als trage sie das letzte Überbleibsel ihrer selbst in der Handtasche. Die andere Jeanette, die jetzt im Rock und engen Top am Highway stand, die Hüfte vorstreckte und lächelte und fragte: *Was möchtest du, Baby? Kann ich heute Abend was für dich tun?* –, diese Jeanette war eine erfundene Person, eine Frau in einer Geschichte, deren Ende sie vielleicht gar nicht erfahren wollte.

Der Mann, der an dem Abend, als es passierte, bei ihr anhielt, war nicht das, was sie erwartet hätte. Die Üblen erkannte sie meist auf den ersten Blick, und manchmal sagte

sie, nein danke, und ging einfach weiter. Aber der hier sah nett aus, ein College-Boy vermutlich, zumindest noch jung genug für das College, und er war gut angezogen – eine frische, saubere Khakihose und eins von diesen Hemden mit dem kleinen hammerschwingenden Mann auf dem Pferd. Er sah aus wie jemand, der zu einem Date unterwegs war, und darüber musste sie innerlich lachen, als sie in den Wagen stieg, einen großen Ford Expo mit einem Gestell auf dem Dach, für ein Fahrrad oder so was.

Aber dann passierte etwas Komisches. Er wollte nicht ins Motel fahren. Manche Männer wollten es gleich hier mit ihr machen, im Wagen, ohne auch nur auf den Parkplatz zu fahren, aber als sie damit anfang, weil sie dachte, er wollte es so, schob er sie sanft von sich. Er wolle sie ausführen, sagte er.

*Was heißt das, ausführen?, fragte sie.*

*Irgendwohin, wo es nett ist, erklärte er. Möchtest du nicht irgendwohin, wo es nett ist? Ich bezahle dir mehr, als du sonst kriegst.*

Sie dachte an Amy, die allein im Zimmer schlief, und dachte sich, es wäre kein großer Unterschied, so oder so. *Solange es nicht länger als eine Stunde dauert, sagte sie. Dann musst du mich zurückbringen.*

Aber es dauerte länger als eine Stunde, viel länger. Als sie ankamen, wo sie hinwollten, bekam Jeanette Angst. Er hielt vor einem Haus mit einem großen Schild über der Veranda. Darauf standen drei Umrisse, die aussahen wie Buchstaben, aber nicht ganz, und Jeanette wusste, was es war: eine Studentenverbindung. Irgendein Laden, in dem ein paar reiche Jungs mit Daddys Geld wohnten und sich betranken, während sie so taten, als studierten sie, um Ärzte oder Anwälte zu werden.

*– Meine Freunde werden dir gefallen, sagte er. Komm, ich möchte, dass du sie kennenlernst.*

*– Ich gehe da nicht rein, sagte sie. Bring mich wieder zurück.*

Er schwieg einen Moment, saß da mit beiden Händen auf dem Lenkrad, und als sie sein Gesicht anschaute und sah, was da in seinen Augen war, diese langsam anschwellende, wilde Gier, erschien er ihr plötzlich nicht mehr ganz so sehr wie ein netter Junge.

*– Das, sagte er, kommt nicht in Frage. Es steht heute sozusagen nicht auf der Speisekarte.*

*– Du kannst mich mal.*

Sie stieß die Tür des Wagens auf und wollte weglaufen, auch wenn sie nicht wusste, wo sie war, aber dann war er auch draußen und packte sie grob am Arm. Jetzt war ziemlich klar, was sie in dem Haus erwartete, was er wollte und wie sich das alles entwickeln würde. Sie war selbst schuld, dass sie es nicht gleich begriffen hatte – schon viel früher, vielleicht schon in dem Diner an dem Tag, als Bill Reynolds

hereingekommen war. Sie erkannte, dass der Junge auch Angst hatte – dass jemand ihn zwang, dies zu tun, seine Freunde in dem Haus. Zumindest empfand er es jedenfalls so. Aber das war ihr egal. Er drängte sich hinter sie und wollte den Arm um ihren Hals schlingen, um sie in den Schwitzkasten zu nehmen, und sie schlug mit den Faustknöcheln hart zu – dahin, wo es wehtat –, und er schrie auf und nannte sie ein Dreckstück und eine Nutte und schlug ihr ins Gesicht. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel rückwärts hin, und dann war er über ihr, saß rittlings auf ihren Hüften wie ein Jockey auf seinem Pferd und ohrfeigte und schlug sie und versuchte, ihre Arme festzuhalten. Wenn ihm das gelänge, wäre alles aus. Wahrscheinlich war es ihm egal, ob sie bei Bewusstsein war oder nicht, wenn er es täte; keinen von ihnen würde es interessieren. Sie griff in die Handtasche, die neben ihr im Gras lag. Ihr Leben kam ihr fremd vor, als wäre es gar nicht mehr ihr eigenes, wenn es das je gewesen war. Aber auf einen Revolver war Verlass, und sie spürte, wie das kühle Metall der Waffe in ihre Handfläche glitt, als wollte es dort sein. Ihr Verstand sagte: *Überleg nicht lange, Jeanette*, und sie drückte dem Jungen die Mündung seitlich an den Kopf und spürte die Haut und den Knochen, wo sie ihn berührte, und sie dachte sich, dass es nah genug war, um nicht danebenzuschießen, und dann drückte sie ab.

Sie brauchte die ganze Nacht für den Heimweg. Als der Junge von ihr heruntergekippt war, war sie so schnell, wie sie konnte, zur nächsten großen Straße gelaufen, die sie sehen konnte, breit und mit einem Grünstreifen, leuchtend im Licht der Laternen, und dort erwischte sie gerade noch einen Bus. Sie wusste nicht, ob sie Blut an den Kleidern hatte, aber der Fahrer sah sie ohnehin kaum an, als er ihr erklärte, wie sie zum Flughafen zurückkam, und dann setzte sie sich in die letzte Reihe, wo niemand sie sehen konnte. Der Bus war fast leer. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war. Der Bus kroch durch endlose Viertel mit Wohnhäusern und Geschäften, vorbei an einer großen Kirche und dann an den Wegweisern zum Zoo, bis er schließlich in die Innenstadt kam. In einem Wartehäuschen aus Plexiglas stand sie fröstelnd in der klammen Kälte und wartete auf einen zweiten Bus. Sie hatte ihre Uhr verloren und wusste nicht, wie spät es war. Vielleicht war sie bei dem Kampf abgerissen, sodass die Polizei jetzt eine Spur hatte. Aber es war nur eine Timex, die sie im Walgreens Drugstore gekauft hatte, und vermutlich würde sie nicht viel verraten. Der Revolver aber schon. Sie hatte ihn auf den Rasen geworfen; jedenfalls hatte sie es so in Erinnerung. Ihre Hand war immer noch ein bisschen taub von der Wucht, mit der er losgegangen war. Die Knochen vibrierten wie eine Stimmgabel, die nicht zur Ruhe kam.

Als sie am Motel ankam, ging schon die Sonne auf. Sie spürte, wie die Stadt erwachte. Im aschgrauen Licht schloss sie die Zimmertür auf. Amy schlief bei laufendem Fernseher; in einem Infomercial für irgendeine Trainingsmaschine sah man einen

muskelbepackten Mann mit einem Pferdeschwanz und einem großen Mund, der aussah wie eine Hundeschnauze. Lautlos bellte er auf dem Bildschirm. Jeanette vermutete, dass sie nicht mehr als zwei Stunden Zeit hätte, bevor jemand käme. Es war dumm von ihr gewesen, die Waffe einfach liegen zu lassen, aber es hatte keinen Sinn, sich darüber jetzt noch den Kopf zu zerbrechen. Sie wusch sich das Gesicht und putzte sich die Zähne, ohne sich im Spiegel anzusehen, und dann zog sie sich um; sie zog Jeans und ein T-Shirt an und brachte die alten Kleider – den kurzen Rock und das Stretch-Top und die Fransenjacke –, die beschmiert waren mit Blut und anderem Zeug, über das sie gar nichts wissen wollte, zu dem stinkenden Container hinter dem Motel und stopfte sie hinein.

Es war, als sei die Zeit irgendwie komprimiert, zusammengedrückt wie ein Akkordeon. All die Jahre, die sie gelebt hatte, und alles, was ihr passiert war, quetschte das Gewicht dieses einen Augenblicks zusammen. Sie erinnerte sich, wie sie Amy, als sie noch ein Baby war, frühmorgens am Fenster im Arm gehalten und gewiegt hatte, und wie sie dabei oft selbst eingeschlafen war. Das waren schöne Momente gewesen, und sie würde sich immer daran erinnern. Sie packte ein paar Sachen in Amys Kinderrucksack und Kleidung und Geld für sich selbst in eine Einkaufstüte. Dann schaltete sie den Fernseher ab und rüttelte Amy sanft wach.

»Komm, Süße. Aufwachen. Wir müssen los.«

Die Kleine schlief noch halb, aber sie ließ sich von Jeanette anziehen. Sie war morgens immer so, benommen und ein bisschen verwirrt, und Jeanette war froh, dass es noch so früh war; zu jeder anderen Tageszeit wäre viel mehr Erklärung und Überredung nötig gewesen. Sie gab dem Mädchen einen Müsliriegel und eine Dose lauwarme Traubenlimo, und dann gingen sie zusammen hinaus an den Highway, wo Jeanette aus dem Bus gestiegen war.

Sie erinnerte sich an die große steinerne Kirche, die sie auf der Rückfahrt zum Motel gesehen hatte. »Unsere Schmerzensreiche Mutter« hatte auf dem Schild davor gestanden. Wenn sie mit den Bussen nichts falsch machte, würden sie wieder dort vorbeifahren.

Sie saß mit Amy in der letzten Reihe und hatte ihr den Arm um die Schultern gelegt. Das kleine Mädchen schwieg; nur einmal sagte sie etwas, als sie wieder Hunger bekam, und Jeanette gab ihr noch einen Müsliriegel aus der Schachtel, die sie zusammen mit den sauberen Sachen und der Zahnbürste und dem Stoffhasen in ihren Rucksack getan hatte. Amy, dachte sie, du bist mein liebes Kind, mein liebes Kind, es tut mir leid, es tut mir so leid. In der Stadtmitte stiegen sie wieder um und fuhren noch einmal eine halbe Stunde lang, und als Jeanette das Schild zum Zoo sah, befürchtete sie, dass sie zu weit